

## Basel

Am 7. April 1935 hatte ich die Gefängnisstrafe von 18 Monaten verbüßt und wurde am frühen Morgen entlassen. Meine Eltern und Geschwister hatten diesen Tag seit langem genau durchdacht und bis in einzelne vorbereitet. Mein Vater als preußischer Beamter wusste, dass das wertvollste und am wenigsten bekannte Legitimationspapier im Staate Preußen der sogenannte „Heimatschein“ war, den man nur erhalten konnte, wenn die Familie seit mehreren Generationen im Lande ansässig war. Beim Vorlegen dieses Heimatscheins konnte man jederzeit andere Legitimationen, darunter auch einen Reisepass bekommen. Mein Bruder Paul, ein guter Jurist, wusste, dass eine Strafe erst am Tage nach der Verbüßung in das Strafregister eingetragen wurde. Nach der Eintragung wäre es unmöglich gewesen, einen Reisepass zu bekommen. Also beschaffte mein Vater einen Heimatschein, meine Geschwister mit dessen Hilfe ein Führungszeugnis und einen Reisepass, der 7 Jahre galt, bis zum Jahre 1942, als ich schwedischer Bürger wurde und einen schwedischen Pass bekam. Dieser Paß ersparte mir den Flüchtlingsstatus in der Schweiz, in Holland und in Schweden und erst dadurch konnte ich in diesen Ländern leben und arbeiten.

Noch wichtiger war an diesem 7. April 1935 etwas anderes. Meine Geschwister wussten, dass die politischen Gefangenen bei der Entlassung oft an der Gefängnisporte von der Gestapo sofort wieder verhaftet wurden und in ein Konzentrationslager gebracht wurden. Sie hatten sogar eine Warnung bekommen, dass auch ich sofort von der Gestapo wieder verhaftet werden würde. Deswegen hatten sie beschlossen, dass ich nicht durch den Hauptausgang, sondern mit Hilfe des Gefängnispastors durch einen Nebenausgang herauskommen sollte, und dass ich nicht nach Hause kommen sollte, sondern sofort in Neumünster den nächsten Zug nach Basel nehmen sollte und erst in Basel aussteigen sollte. Pass, Papiere, Fahrkarten und Schweizer Franken hatten sie mitgebracht. Durch einen glücklichen Zufall konnten sie mir noch eine weitere entscheidend wichtige Hilfe geben. Damals machten die deutschen Devisenbeschränkungen eine normale, private

Auslandsreise äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich. Zufällig hatte mein Vater eine Notiz in der Zeitung gesehen, dass nach einem Anfang des Jahres abgeschlossenen Handelsvertrags zwischen Deutschland und der Schweiz deutsche Touristen und Studenten monatlich 700 Reichsmark in Schweizer Franken wechseln durften. Diese Bestimmung galt nur für eine kurze Zeit. Sie wurde von Deutschland angenommen, um den deutschen Kohleexport in die Schweiz zu sichern, im Übrigen durfte ein Deutscher nur 10 Mark ins Ausland mitnehmen. Die Aufmerksamkeit meines Vaters führte also dazu, dass ich nicht nur meinen Aufenthalt von 4 Monaten in der Schweiz bezahlen konnte, sondern noch 3 - 4.000 Kronen als Startkapital nach Schweden mitbringen konnte. Hierauf werde ich noch einmal zurückkommen.

Ich musste natürlich damit rechnen, dass ich an der Schweizer Grenze festgehalten würde. Als ich den Zug am Badischen Bahnhof in Basel verließ und keine nennenswerte Kontrolle passiert hatte, glaubte ich, ich sei noch in Deutschland. Das war verständlich, weil der Badische Bahnhof der deutschen Reichsbahn gehörte, obwohl er schon in der Schweiz ist, als ich auf der Strasse vor dem Bahnhof merkte, dass ich in der Schweiz war, fühlte ich mich endlich frei. Ich kannte niemanden in Basel und niemanden in der Schweiz. Aber die beiden ersten Aufgaben, die Wohnungssuche und die Immatrikulation boten keine Schwierigkeiten. Als ich mein erstes möbliertes Zimmer mietete, zeigte mir jedoch die Vermieterin eine Zeitung, nach der deutsche Studenten einige Tage vorher mit der Polizei in Konflikt gekommen waren. Offenbar wollte sie damit sagen, dass sie mir vertraute.

Als ich im Herbst 1933 in Kiel verhaftet wurde, hatte ich an sich das für ein medizinisches Staatsexamen geforderte Studium beendet und für die Hauptfächer das Examen abgelegt. Es fehlten mir aber noch 3 kleinere Fächer, in denen ich in Basel die Prüfungen nachholen wollte. Dies waren die Ophthalmologie, die Psychiatrie und die Dermatologie. Mein erster Besuch galt daher Professor Brückner, dem Chef der Augenklinik, um ihn zu bitten, neben meinem übrigen Studium bei ihm in der Augenklinik als Famulus arbeiten zu dürfen. Professor A. Brückner war nicht nur ein international angesehener Wissenschaftler, dessen Lehrbuch ich schon vorher kannte, er war ein guter

Mensch und aktiver Demokrat, der sich sehr für meine persönlichen Erfahrungen in Deutschland interessierte und mir auch späterhin in Schweden geholfen hat. Er stammte aus einer bekannten deutschbaltischen Gelehrtenfamilie und hatte an mehreren deutschen Universitäten gearbeitet. Die Arbeit in der Augenklinik gefiel mir sehr, insbesondere die in der Poliklinik, in der die vielen Patienten, die aus dem benachbarten Frankreich kamen, als Elsässer Deutsch sprachen, während die Schweizer Patienten aus Neufchatel Französisch sprachen, so dass ich zum ersten Mal meine zu geringen französischen Schulkenntnisse benutzen mußte. Mit den Schweizer Kollegen in der Klinik kam ich gut zurecht. Der Assistenzarzt, Dr. Rintelen, bat mich gelegentlich, ihn zu vertreten. Er hatte, wie jeder Schweizer, sein Gewehr neben seinem Bett hängen und mußte jede Woche an Schießübungen teilnehmen. Die Selbstverständlichkeit, mit der jeder Schweizer bereit war, sich und sein Land zu verteidigen, und sein Interesse für diese Verteidigung machten mir damals einen tiefen Eindruck. Ich erinnere mich an den Stolz, mit dem ein Kollege, der Reserveoffizier war, erzählte, dass die Schweiz einige der neuesten deutschen Panzer bestellte. Als aber und dann bei der Demonstration dieser neu entwickelte Schweizer Geschosse den Panzer durchschlugen wurde die Bestellung rückgängig gemacht.

Eine andere Beobachtung zeigte mir aber auch, wie gefährdet die Schweiz war. Am 1. Mai feierte die deutsche Kolonie in Basel den neuen deutschen Nationalfeiertag mit 2000 - 3000 Teilnehmern. An der gleichzeitigen Maidemonstration der Gewerkschaften und Sozialdemokraten Basels nahmen In neuerer Zeit ist in Büchern und Medien oftmals beschrieben worden, wie abweisend, ja feindlich die Haltung der Schweizer zu den deutschen Flüchtlingen war. Meine Erfahrungen waren anders. Mehrere der bekannten Professoren luden mich ein und wollten von meinen Erfahrungen und auch meine Meinung zur Lage in Deutschland hören. Besonders der Internist Professor Stähelin und der Psychiater Professor Iselin waren an meinen Erfahrungen interessiert Stähelin war Professor in Würzburg gewesen und konnte einfach nicht glauben, dass die Mehrzahl der Deutschen Nationalsozialisten geworden waren. Später traf ich auch einige jüdische Studenten, die ich als

Sozialisten und Kommunisten aus meiner Frankfurter Zeit kannte, darunter den sozialdemokratischen Studentenführer Joseph Dünner, der nach dem Kriege eine Selbstbiographie schrieb. Diese Flüchtlinge hatten es offenbar viel schwerer als ich. Ich möchte glauben, dass die Offenheit und Hilfsbereitschaft, mit der die Schweizer mir begegneten, vielleicht auch damit zusammenhing, dass ich einer der wenigen nicht- jüdischen Flüchtlinge war und persönliche Erfahrungen mit der Gestapo gehabt hatte. Auch meine friesische Herkunft hat wohl eine Rolle gespielt, nach den Fragen darüber zu urteilen, die mir gestellt wurden.

Am 2. Juli 1935 bestand ich die ärztliche Hauptprüfung an der Universität Basel vor dem Prüfungsausschuß, bekam aber nur in der Augenheilkunde und Dermatologie ein „sehr gut“, in den anderen Fächern 4 mal „gut“ und 4 mal „genügend“. Mein schlechtestes Examen machte ich in der Pharmakologie, die ja später mein Lebensberuf wurde. Der Pharmakologe Professor Straub verhörte mich eingehend über das Acetylcholin, vermutlich weil er in meinen Papieren gesehen hatte, dass ich in Graz studiert hatte, wo Loewy, der Entdecker des Acetylcholins gelehrt hatte. Leider waren meine Kenntnisse auf diesem Gebiet so minimal, dass ich froh sein musste, dass ich überhaupt bestand. Die feierliche Promotion fand einige Tage später vor dem Dekan, Professor Stähelin statt. Die Promotionsurkunde wurde aber erst am 17.

### **Paris, Southampton, Jönköping**

Schon während meiner Arbeiten mit der Bestimmung des kolloid-osmotischen Drucks im Blut an der Frauenklinik in Kiel hatte ich gelegentlich brieflichen Kontakt gehabt, mit einem Schweden, der auf dem gleichen Gebiet arbeitete, dem Chef der Medizinischen Klinik in Jönköping, Med. Dr. Eskil Kylin. Er hatte früher diese damals neue Technik bei Professor Schade am Institut für physikalische Chemie in der Medizin kennengelernt, wie auch ich es getan hatte. Er hatte mich eingeladen, in seinem Laboratorium mit dieser Methode weiter zu arbeiten, natürlich ohne Bezahlung als Volontärassistent. Ich hatte dieses Angebot angenommen, nachdem sich gezeigt hatte, dass ich nirgendwo

als deutscher Mediziner außerhalb Deutschlands irgendeine Chance hatte, eine Anstellung zu bekommen. Am 1. August 1935 sollte ich also als unbezahlter Assistent an der Medizinischen Klinik des Landeskrankenhauses (Länslasarettet) in Jönköping anfangen. Vorher wollte ich aber noch etwas von der Welt sehen. Im Gefängnis hatte ich soviel wie möglich französische und englische Bücher gelesen, auch um mich auf ein Leben im Ausland vorzubereiten. Dazu kam das Problem, wie ich von der Schweiz nach Schweden reisen sollte, ohne Deutschland zu passieren.

3 Fakten bestimmten schließlich meinen Plan für meine ersten Ferien nach dem Gefängnis und für die Reise nach Schweden. Nach Paris wollte ich unter allen Umständen. Andre Malreaux und die anderen modernen Franzosen hatten mir im Gefängnis geholfen, das Leben zu ertragen. In der Augenpoliklinik hatte ich etwas Französisch gesprochen. Nun wollte ich Frankreich kennenlernen. Mein Freund aus der Kieler Studentenzeit, der Schwede Torsten Gardlund, war damals in Paris und hatte mich eingeladen. Der zweite bestimmende Faktor war, dass meine Freundin, Hedwig Ide Reventlow diesen Sommer in London studierte, wo wir uns treffen wollten. Der dritte Faktor war, dass mein Onkel Jan Paul aus Willows in Californien, den ich nie getroffen hatte, Föhr besuchen wollte. Mit ihm kamen meine Tante Thura und meine Cousinen Kathy und Dorothy. Sie wollten mit einem der großen Passagierschiffe der Hapag von New York nach Hamburg kommen. Ich hatte herausgefunden, dass dieses Schiff kurz in Southampton anlegte. Das gab mir den Gedanken, dass ich meine Reise nach Schweden doch über Deutschland machen könnte, wenn ich mit meiner amerikanischen, gleichnamigen Familie auf einem deutschen Schiff in Hamburg ankam. Ich wollte dann über Föhr, Tondern, Kopenhagen nach Schweden reisen. Es war für mich sehr wichtig, meinen Onkel Jan Paul zu treffen. Ich hatte immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, mit seiner Hilfe nach Amerika kommen zu können. Außerdem wollte ich natürlich gerne meine Cousinen kennen lernen und noch einmal vor meiner vermutlich endgültigen Auswanderung Föhr besuchen. Die Reise von Basel nach Paris dauerte nicht lange. Ich war vorher niemals in Frankreich gewesen. Einige meiner Frankfurter Bekannten, die ich in Basel wieder getroffen hatte, hatten mir aber erzählt, dass

die Stimmung in Frankreich deutschen, insbesondere deutsch- jüdischen Flüchtlingen gegenüber negativ, um nicht zu sagen, feindlich sei. Die Mädchen unter ihnen waren in Frankreich besonders darüber überrascht gewesen, dass die französischen Frauen nicht so elegant gekleidet waren, wie man in Deutschland geglaubt hatte, dass von Farbenfreude keine Rede sei und dass die meisten Frauen gekleidet seien.

Meine erste Überraschung kam schon auf dem Bahnhof in Mülhausen. Gegenüber unserm Zug hielt ein Zug mit französischen Soldaten, wohl gerade einberufene, die ins Elsaß sollten. Meine Vorstellung von der im Weltkrieg siegreichen französischen Armee, die immer noch der stärkste militärische Gegner Deutschlands war, wurde beim Anblick dieser kaum erwachsenen, meist klein gewachsenen, lässig gekleideten Jünglinge stark erschüttert, wenn ich sie mit den deutschen Reichwehrsoldaten verglich. Als ich diese Soldaten sah, kam mir zum erstenmal der Gedanke, dass Frankreich bei den kommenden Konflikten das nationalsozialistische Deutschland nicht besiegen würde. Es zeigte sich leider, dass mein Französisch nicht für ein Gespräch mit ihnen oder mit meinen Mitreisenden ausreichte. Die zweite Enttäuschung war, dass eigentlich alle sichtbaren Gebäude, sowohl auf dem Lande wie in Paris, aus der Zeit von vor 1914 stammten. Mein Interesse für moderne Architektur konnte ich also in Frankreich nicht befriedigen.

Mein Besuch bei Torsten Gardlund verlief etwas merkwürdig. Er wohnte nicht in einer Wohnung, sondern in einer alten, ziemlich großen niedergelegten Fabrik, die seinem Onkel gehörte. Dieser Onkel, der, glaube ich, Ekström hieß, war ein in Frankreich bekannter Koch und wurde später Direktor des „Grand Hotels“ in Stockholm. Die Fabrik bestand aus einer großen, mehrere Etagen hohen Halle. Um die Halle herum verlief in jeder Etage eine Galerie, an der nach außen hin eine Reihe von Räumen lagen. In einem dieser früheren Büroräume wohnte ich in Paris. Unten auf dem Boden der Halle machten jüdische Flüchtlinge aus Berlin einen Film. Dazu gehörte ein großer Haufen von Schuhen, mit denen die Schauspieler sich bewarfen.

Es zeigte sich, dass Torsten Gardlund nach einer alten französischen Tradition lebte und der Liebhaber einer verheirateten Frau war. Diese dunkle junge

Südfranzösin war die Frau eines Polizisten und pflegte offenbar nach Paris zu kommen, wenn Torsten da sein konnte.

Die wenigen Leute, mit denen ich in Paris sprach, rieten mir alle, keinen Versuch zu machen, in Frankreich Aufenthalts- oder Arbeitserlaubnis zu bekommen. Ich hätte, keinerlei Aussicht und riskiere bei einem Gesuch, ausgewiesen zu werden. In London hatte ich mich mit Hedwig Ide verabredet. Als ich sie abholen wollte, und die Wirtin fragte, ob Miss Reventlow da sei, antwortete sie: „Oh, you mean the countess“. So lernte ich, dass in England Adelstitel immer noch Gewicht hatten. Hedwig Ide studierte an der London School of Economics und arbeitete an ihrer Doktorarbeit über die Entwicklung des Britischen Agrarschutzes. Schon in Kiel hatte sie sich hauptsächlich damit beschäftigt, nach den Ursachen der Rückständigkeit der Landwirtschaft Schleswig-Holsteins zu suchen, und auch schon eine gute Arbeit darüber publiziert. Ich und ihre anderen Freunde waren überzeugt, dass sie nach dem Ende des Nationalsozialismus eine führende Rolle in der Landwirtschaftspolitik Deutschlands und insbesondere Schleswig-Holsteins führen würde.

Wir hatten beschlossen, die Ferientage, die ich noch übrig hatte, bevor ich in Southampton an Bord des Schiffes mit meinen Verwandten ging, an einem Badeort an der Südküste zu verbringen. Wir wohnten in einem Badehotel in Swanage, etwas westlich von Bournemouth. Wie bei meiner Einreise nach Frankreich, wurde ich auch bei diesem meinem ersten Besuch in England gegen meinen Willen an den Weltkrieg erinnert. Ich wie meine ganze Generation sah die Entwicklung Deutschlands und Europas, auch die des Nationalsozialismus, nur gegen den Hintergrund des verlorenen Weltkrieges. Wenn ich heute, Jahrzehnte nach dem 2. Weltkrieg, sehe, dass wieder ganze Nachkriegsgenerationen nur nach rückwärts sehen, gegen den Hintergrund des Nationalsozialismus, kommt mir die Angst, dass die jetzt aktive Generation den gleichen Fehler macht, den wie wir in den zwanziger und dreißiger Jahren machten. Wir sahen nur nach rückwärts und vergaßen, vorwärts zu sehen.

Im Speisesaal unseres Hotels in Swanage hing ein Bild, das zeigte, wie deutsche Dragoner in einem belgischen Dorf kleine Kinder auf ihren Lanzen aufspießten. Das Bild gab mir einen Schock. Wir waren ja in Deutschland

indoktriniert worden, dass eine der Ursachen der Niederlage Deutschlands die sogenannte „Greuelpropaganda“ der Alliierten gewesen war. Ich hatte das nie geglaubt. Ich hatte eigentlich gehofft, in Frankreich und England Gegenargumente zu den deutschen Kriegshistorikern zu finden, und nun schien dieses Bild in Swanage ihre Theorie von der Greuelpropaganda zu bestätigen. Obwohl ich natürlich Englisch schon vor meiner Englandreise lesen und sprechen konnte, mit meinen Freunden hatte ich schon in meiner Studentenzeit auf Englisch korrespondiert, war die Begegnung mit der englischen, gesprochenen Alltagssprache ein Erlebnis für mich. Ich erinnere mich, dass ich einmal in einer Konditorei in Swanage saß und das Gespräch einiger älterer Frauen am Nachbartisch hörte. Die Sprache war so, als wenn sie Ferring, meine Föhler Muttersprache, sprächen. Zunächst fiel mir nur die Ähnlichkeit der Sprachmelodie auf. Als ich dann genauer hinhörte, hörte ich zwar, dass sie einen englischen Dialekt sprachen, aber gewisse Interjektionen, waren im Laut und Tonfall genau wie im Ferring: "uha" und "uhadachen". Leider fragte ich sie nicht, aus welchem Teil Englands sie kamen.

Meine Spannung auf die erste Begegnung mit den amerikanischen Verwandten war groß. Wie alle im verarmten Deutschland ging ich davon aus, dass sie reich waren. Ich hatte ja Bilder von der Farm meines Onkels gesehen, mit riesenhaften landwirtschaftlichen Maschinen, die es auf Föhr überhaupt nicht gab. Nach dem Krieg hatten sie uns Lebensmittelpakete geschickt, die keiner von uns vergessen konnte. Und in der Inflationszeit bekamen wir gelegentlich 5-Dollarscheine von ihnen, für die wir damals alles Denkbare kaufen konnten. Als ich daher im Hapagbüro in Southampton die Fahrkarte nach Hamburg kaufen wollte und hörte, dass es auf dem Schiff 3 verschiedene Klasse mit ganz verschiedenen Preisen gab, stand ich vor einem Problem. Wenn ich allein gefahren wäre, wäre ich natürlich nur in der 3.Klasse gefahren. Nun nahm ich aber an, dass der Onkel aus Amerika selbstverständlich in der ersten Klasse reiste. Ich opferte daher einen wesentlichen Teil meines kleinen Restguthabens aus der Schweiz, um zum ersten Mal in meinem Leben eine Fahrkarte 2. Klasse zu kaufen, damit der Abstand zu den Amerikanern nicht zu groß würde, als ich dann an Bord kam, machte der Luxus des großen Schiffes einen tiefen

Eindruck auf mich, und ich war froh, dass meine reichen Verwandten sich meiner nicht zu schämen brauchten. Als ich dann die Passagierliste der 1. Klasse durchging, fand ich sie nicht. Auch in der 2. Klasse waren sie nicht zu finden. In der 3. Klasse fand ich sie dann. Was dachten sie wohl, als sie den armen, eben aus dem Gefängnis gekommenen Studenten mit einer eleganten Gräfin im Speisesaal der 1. und 2. Klasse trafen, während sie selbst in der weit ärmlicheren 3. Klasse saßen? Mein Onkel Jan Paul war ein kleiner kräftiger Mann mit einem blonden Schnurrbart, meine Tante Thura eine große immer noch schöne Frau, und mit meinen Cousinen kam ich sofort gut zurecht. Insbesondere Dorothy gefiel mir sehr gut, und ich bedauerte nur, dass die Reise nach Hamburg so schnell ging.

Hedwig Ide und ich hatten genaue Pläne für das Passieren der Pass- und Zollkontrolle in Hamburg gemacht, in der das gleichzeitige Passieren mit der amerikanischen Paulsen- Familie nur ein Teil war. Die Einzelheiten dieses Plans habe ich vergessen. Aber alles ging gut. Ich begleitete meine Verwandten nach Föhr, fuhr dann aber gleich weiter über Tondern nach Kopenhagen.

### **Kopenhagen**

Für meinen Aufenthalt in Kopenhagen hatte ich mir allerlei vorgenommen. Schon als ich im Gefängnis Pläne für meine Auswanderung nach bestandendem Examen machte, stand Amerika am höchsten auf meiner Wunschliste. Die Gespräche mit Onkel Jan Paul hatten mir aber die Hoffnung auf diese Möglichkeit genommen. An zweiter Stelle hatte damals schon Dänemark gestanden. Besonders in den letzten unsicheren und unruhigen Jahren meiner Studentenzeit erschien mir das idyllische und friedliche Dänemark als ein Wunschtraum. Eine Arztpraxis in einer dänischen Kleinstadt, am liebsten in Tondern oder Ripen, natürlich mit einer schönen, skandinavischen Frau, war die beste Existenz die ich mir im Gefängnis vorstellen konnte. Mein erster Besuch in Kopenhagen galt daher Professor Aage Friis. Erstens war er der Vorsitzende der Gesellschaft für Hilfe für intellektuelle Flüchtlinge aus Nazi-

Deutschland. Zweitens kannte ich ihn von einer Begegnung auf Altenhof, und drittens war er Dänemarks Spezialist für die Minderheiten Schleswigs.

Außerdem kannte ich seinen Sohn Henning Friis ganz gut, der Mitglied der Kopenhagener Clarte war, die etwa der linksradikalen Studentengruppe entsprach, zu der ich in Graz und Frankfurt gehört hatte. Bei ihm hatte ich meinen Besuch angemeldet und war zum Kaffee im Haus des Professors am Dosseringen eingeladen worden. Das Gespräch, an dem Vater und Sohn teilnahmen, dauerte den ganzen Nachmittag. Professor Friis erklärte ohne jede Einschränkung, dass ich als Nordfriese und Südschleswiger in Dänemark mit keinerlei Hilfe oder Vorzugsbehandlung rechnen könnte, sondern dass ich immer als Deutscher behandelt würde. Als solcher hätte ich keine Aussicht als Mediziner in Dänemark Arbeitserlaubnis zu bekommen. Auch von der Gesellschaft für intellektuelle Flüchtlinge könnte ich keine Hilfe erwarten, da es viele Fälle gäbe, die hilfsbedürftiger seien als ich. Er riet mir bestimmt dazu, mein Glück in Schweden zu versuchen. Wenn ich heute an mein Leben in Schweden und an die Okkupation Dänemarks denke, so hat Aage Friis mit seiner Beurteilung meiner Chancen recht gehabt. Aber damals war ich auf das tiefste enttäuscht. Jetzt mußte ich auch meine Hoffnung auf eine Existenz in Nach dem Kaffee im Wohnzimmer der Eltern nahm Henning Friis mich mit in sein eigenes Zimmer in der oberen Etage, wo wir ein langes politisches Gespräch führten, an dem auch gelegentlich seine hübsche dunkelhaarige Freundin, die oben auf uns gewartet hatte, teilnahm. Henning Friis war Soziologe und wurde später Professor in diesem Fach an der Kopenhagener Universität. Seit meinen Erfahrungen mit dem Frankfurter Institut für Soziologie 1930 hatte meine Abneigung gegen dieses Fach immer mehr zugenommen. Und während Henning Friis immer noch an der Theorie des Marxismus festhielt, war bei mir seit der Begegnung mit den berühmten Frankfurter Marxisten davon nicht viel übrig geblieben. Es war trotzdem für mich eine sehr interessante wichtige Diskussion, weil sie mir zum ersten Mal die Verschiedenheit der skandinavischen und deutschen Linksradikalen zeigte. Henning Friis gab mir aber auch eine kleine praktische Hilfe. Aus einer Liste der skandinavischen Clarte- Organisationen gab er mir den Namen des Clarte- Vorsitzenden in

Jönköping. Das war ein Ingenieur Arlander(?), der mir dann später das Leben in Jönköping etwas abwechslungsreicher machte.

Ich hatte noch eine andere Aufgabe in Kopenhagen zu erfüllen. Ich hatte meinem Freund und Landsmann Werner Johannes, mit dem ich wohl ein Jahr lang die Zelle geteilt hatte, vor der Entlassung aus dem Gefängnis versprochen, dass ich nach seiner Frau suchen würde, wenn ich nach Kopenhagen käme. Seine Frau, Henny Kaiser, war in der gleichen Studentengruppe in Kiel gewesen wie er und zusammen mit ihm verhaftet worden. Sie hatten im Gefängnis geheiratet, als sie ein Kind von ihm erwartete. Meinen Geschwistern Paul und Hilde gelang es, sie zu befreien. Zur Entbindung kam sie in die Kieler Frauenklinik. Aus der Klinik konnten meine Geschwister sie befreien und nach Dänemark bringen. Seitdem hatte Werner Johannes nichts mehr von ihr gehört. Er litt furchtbar in den letzten Monaten an der Unruhe über das Schicksal seiner Frau. Von Hilde hatte ich ihre Adresse in Kopenhagen bekommen. Sie wohnte in der Gothersgade. Ich fand das Haus und auch eine Wohnungstür, an der ihr Name stand. Ich klingelte und wurde hereingerufen. Als ich die Tür öffnete, lag sie im Bett, zusammen mit Tommy Rosenberg. Thomas Rosenberg, der Sohn des Astronomieprofessors in Kiel, ging in meine Parallelklasse in der alten Kieler Gelehrtenschule. Ich hatte ihn seit dem Abitur nur ein oder zweimal auf der Strasse getroffen. Wir studierten immer an verschiedenen Universitäten. Er studierte Chemie in Berlin. 1931 oder 1932 las ich in der Zeitung, dass jüdische Studenten an der Berliner Universität misshandelt worden waren und von seinen Schwestern hörte ich, dass er dabei aus einem Fenster geworfen worden sei. Als ich ihn später einmal traf und fragte, ob es solchen Antisemitismus in Berlin gäbe, verneinte er das bestimmt. Er sei mißhandelt worden, weil er als Kommunist bekannt war. Mit Antisemitismus hätte das nichts zu tun. Ich habe dies in den letzten Jahren der Weimarer Republik mehrfach erlebt, das kluge jüdische Freunde offenbare antisemitische Ausschreitungen nicht sahen oder nicht sehen wollten. Von einer Bekanntschaft zwischen ihm und Henny Kaiser wußte ich nichts. Meine Überraschung, als ich die beiden im Bett sah, war also total. Ich verließ den Raum, ohne etwas zu sagen, und habe Henny Kaiser nie wieder

gesehen. Thomas Rosenberg, der später Chemiker bei Lövens wurde, habe ich später, als er als Flüchtling nach Hälsingborg kam, gelegentlich auf Fachkonferenzen getroffen, aber mich bemüht, ihm aus dem Wege zu gehen. Schon in der Schule war er nicht besonders begabt, wurde aber später ein begabter Cellospieler und spielte als solcher in Schweden zusammen mit meiner treuen endokrinologischen Kollegin Professor Dora Jacobsohn in Lund. Thomas selbst war nie Mitglied unserer Kieler Gruppe, aber seine Schwestern Renate und Maria waren es. Renate war nie aktiv, sie sah sehr gut aus und soll später einen Vetter geheiratet haben, der Professor in der Schweiz war. Maria dagegen, die älteste der Geschwister, war damals schon ein „Apparatschik“ und soll später eine der höchsten Stellungen in der Komintern gehabt haben. Ich habe sie nie wiedergesehen. Ich hab Werner Johann nichts von meinem Erlebnis mitgeteilt. Er war schwer krank und vermutlich habe ich Hilde gebeten, ihm das mitzuteilen.

Zu der Vierergruppe, mit der ich das große Staatsexamen in Kiel machte, gehörte auch ein Däne, der der Neffe des Besitzers einer großen dänischen Arzneimittelfabrik war. Ich glaube, mein Kollege hieß Munck, und sein Onkel war der Apotheker Kongstedt, aber sicher bin ich nicht. Ich weiß nur, dass ich viel Zeit mit dem Suchen nach diesem Kollegen verlor und ihn nicht fand. Ich glaube aber, dass ich Apotheker Kongstedt in der Löven- Apotheke bei dieser Nachforschung traf.

Am Morgen des 31. Juli 1935, an meinem 26. Geburtstag verließ ich Kopenhagen und fuhr mit dem Schiff der Öresundsreederei nach Schweden, nach Malmö. Das Schiff war nicht sehr groß, und ich setzte mich ganz vorne über dem Bug auf ein Ankerspill und sah die Küste Schwedens immer näher kommen. Ein Gefühl seelischer Erhebung überkam mich, und ich war vollständig glücklich. Ich war sicher, dass ich in dem neuen Lande mit meinem Leben zurecht kommenwürde.